

GABRIELE WEINGARTNER

Die Hunde im Souterrain

Roman

Limbus eBook

Gabriele Weingartner

Die Hunde im Souterrain

Roman

Fiktion entsteht aus Realität, Literatur aus Leben, Romanfiguren aus realen Personen – aber nicht alles hat so stattgefunden wie hier geschildert; nicht jede Figur entspricht tatsächlich einer Person der Zeitgeschichte.

1

Ist Ironie männlich oder weiblich? Unsere Ironie war geschlechtsneutral, dachte Felice, die irgendwann am Ende ihrer Pubertät begonnen hatte, ihren wahren Vornamen zu verleugnen. Die Ironie war unser Heiratsversprechen. Wichtiger als Treue oder Loyalität. Und ohne dass wir dieses Wort zu häufig in den Mund genommen hätten. Klaus Manns *Mephisto* zum Beispiel verachteten wir. In der Präsenzbibliothek des Goethe-Instituts in Boston konnte man den Roman damals lesen, trotz des Verbots. Ulrich und ich aber vermissten die Ironie in diesem zerfledderten, offensichtlich durch viele Hände gegangenen Band eines Münchner Verlages. Wir merkten, dass Klaus Mann alles tat, um so etwas wie Ironie zu vermeiden. Wahrscheinlich hat er die distanzierte Attitüde seines Vaters gehasst, die uns so gefiel. Sie war eines der bevorzugten Gesprächsthemen unserer Frühzeit, als wir uns selbst noch einbeziehen konnten in diese kunstvoll gewahrte Entfernung von der übrigen Welt. Und nicht der Meinung waren, dass deren Unglück uns gleichzumachen begann.

Wir delectierten uns an den Schälmesserchen, mit denen sich die Freundinnen von Potiphars Frau in die Finger schnitten, als sie ihnen den jungen und schönen Joseph zum ersten Mal präsentierte. Wir liebten die Art, wie der durchtriebene Zweitjüngste mit seinen groben Brüdern in Sinnbildern sprach und seinen Vater mit Schmeicheleien bei Laune hielt. Wir lasen uns die Stellen vor, die wir besonders schätzten. Abends im Bett. Sonntagnachmittags auf dem Balkon. Manchmal sogar an Werktagen, im Botanischen Garten, auf irgendeiner Bank in der Nähe des Palmenhauses, während uns die Kohlweißlinge umflatterten.

Settembrinis Streitgespräche mit Naphta, die wir auf ihren Sinn und ihren Unsinn abzuklopfen wagten. Imma Spoelmanns spitzzüngige Dialoge mit Klaus Heinrich, dem – zugegeben – allzu hölzernen Prinzen aus *Königliche Hoheit*. So wie Imma, die ja nur vermeintlich kaltschnäuzige Kapitalistentochter, wären wir gerne gewesen, so waren wir bisweilen. Ironie ließ sich nicht steigern, damals. Sie war unser Lebensgefühl, solange wir uns liebten. Unser Pfeifen im Wald, als wir uns verloren gaben.

Und nun hatte Felice es mit einer Spottdrossel zu tun. In der Kopie eines Mies-van-der-Rohe-Sessels sitzend, in Sues kleiner Wohnung in Brooklyn, vor knapp einer halben Stunde abgesetzt von einem Taxifahrer, der sie von Newark hergebracht hatte, mit ihrem Trinkgeld nicht zufrieden und wütend auf sie gewesen war, weil er im Stau auf der Verrazano-Bridge zu viel Zeit verloren hatte. Sue, wie sie schon seit Langem hieß, war so schlau gewesen, ihren Schlüssel bei Nachbarn abzugeben, die ihn erst herausrückten, als Felice das Codewort nannte: *Library*. Aber sie halfen ihr auch, ihren uralten Koffer, dessen Rollmechanismus klapperte, über die Straße und die Treppe hinaufzuschleppen, während sie ihr versicherten, wie lebenswürdig Sue doch sei. Wie selbstlos sie an Wochenenden die Kinder fremder Leute hüte und sie sogar in ihrem Pool planschen lasse.

Ja, Amerikaner waren freundlich und aufgeschlossen, das hatte Felice schon vor vierzig Jahren so empfunden. Vor dem Frauenmörder, der damals, zur Zeit ihrer Ankunft in Cambridge, die Gegend unsicher machte, wurde sie sofort und in den folgenden Wochen immer wieder von den unterschiedlichsten Leuten gewarnt, telefonisch oder auch einfach über den Gartenzaun hinweg beim unverbindlichen Gespräch, sodass sie sich eine Zeitlang gar nicht mehr aus

dem Haus traute. *Neighbourhood* funktionierte in der Neuen Welt besser als im alten Europa – über Klassenschranken hinweg. Wahrscheinlich hatte Sue sich also gar nicht groß anpassen müssen. Schon früher war sie der Inbegriff von Zielstrebigkeit und Diskretion gewesen, die klassische Einser-Kandidatin, die in beängstigender Schnelligkeit ihr Studium absolvierte, während ihre Kommilitonen lieber demonstrieren gingen. Als Felice sie in einem der sterbenslangweiligen Bibliografierkurse kennenlernte, die sie während ihrer Ausbildung über sich ergehen lassen musste, hatte sich Sue dem Gleichmaß und den bürokratischen Abläufen ihres staatlich reglementierten Studiums bereits vollständig unterworfen, sie wehrte sich nie. Selbst ihr Hasch-Konsum fand nur am Wochenende statt. Vermutlich aber mussten Bibliothekarinnen so ticken: Sie gehen kein Risiko ein, sie wollen den Überblick behalten. Wobei Sue es immerhin bis nach New York geschafft hatte.

Die Schwüle war atemberaubend, nachdem der Regen endlich aufgehört hatte. An ihrem Haaransatz sammelte sich der Schweiß, vergeblich versuchte sie, den großen Ventilator an der Decke in Bewegung zu setzen. Dann holte sie sich ein Glas Orangensaft aus dem Kühlschrank – er war riesig und so vollgestellt mit Salatsaucen, Ketchup und Diet Coke, wie sie sich einen amerikanischen Kühlschrank vorstellte –, zog die Schuhe aus, legte die Beine auf den nicht zum Sessel passenden Hocker und hörte der Spottdrossel zu, einem *mockingbird*, nicht zu verwechseln mit der Nachtigall, die in der deutschen Übersetzung von Harper Lees Roman *To Kill a Mockingbird* fälschlicherweise im Titel auftauchte. Sue hatte ihn in ihren Mails bereits vorgestellt. Seit Monaten halte der Vogel die ganze Straße vom Schlafen ab, er beginne nachts um zehn, manchmal sogar schon früher, und halte bis in die Mittagsstunden des

folgenden Tages durch ohne Pause. Es habe lange gedauert, bis man ihn identifiziert hatte, *mockingbirds* gebe es eigentlich nicht in Städten. Letztlich aber ersetze er ganze Populationen von Spatzen, Amseln, Schwalben und Tauben und imitiere problemlos alle nur denkbaren Geräusche seiner gefiederten Konkurrenz. Er war nicht ein Vogel, er war mehrere Vögel. All diejenigen, die gleichfalls die Kleingärten bevölkerten hinter den dreistöckigen Backsteinhäusern mit den typischen schmiedeeisernen Treppen zur ersten Etage, blieben stumm ob seiner sängerischen Omnipotenz. Zu tirilieren wie eine Nachtigall erledige er nebenbei, schrieb die systematische Sue und schickte einen Link zum einschlägigen Wikipedia-Artikel mit. Ganz abgesehen davon, dass er es locker mit Handy-Klingeln, Polizei-Sirenen, Wasserkesseln und Kinderlachen aufnehme; sogar mit singenden Walen, falls diese im Hudson aufgetaucht wären.

Ohne Sues Aufklärung hätte Felice wohl geglaubt, die Gartenbesitzer hätten einen Kunst-Vogel installiert, zur lustvollen Abendunterhaltung mitten in Brooklyn, unterhalb der sich nähernden oder entfernenden Flugzeuge, die in und von Newark starteten und landeten und die Luft mit ihren Kerosinschwaden schwängerten. Ein Vogel mit einer Walze im Bauch. Ein Repetiervogel – falls es so etwas gab. Mit seinen so inbrünstig und in vielen Variationen zelebrierten Tonfolgen erinnerte er sie an die künstliche Nachtigall des chinesischen Kaisers aus dem Märchen, deren mechanisch erzeugter Gesang sich eines Tages unter so dramatischen Umständen totlief, dass darüber ein Hofstaat ins Wanken geriet. Oder an einen jener Vögel, wie sie früher auf Jahrmärkten gezeigt wurden, mit Augen aus Strass und einem auf weißen Ton gemalten bunten Gefieder.

Als Kind habe ich diese Spielzeuge geliebt, sie waren lebendig für mich. Und die Melodien, die sie produzierten, während sie mit den Flügeln schwirrten, eigentlich aber mehr fiepten, wenn man sie mit der Wasserpfeife in Bewegung setzte, versuchte ich genauso nachzuahmen wie die der Amsel, wenn ich frühmorgens zum Schulbus ging. Denn ich war ein musikalisches Mädchen, eines, dem niemand den Hals umdrehen wollte. Im Gegenteil. Meine Mutter verglich mich und mein Organ mit Ilse Werner, der so bedrohlich aufgeräumten Brünetten, die mit ihrem Pfeifen in Nazifilmen für Stimmung gesorgt hatte. *Wir machen Musik, da geht euch der Hut hoch, wir machen Musik, da geht euch der Knopf auf.* Wir alle haben damals versucht zu pfeifen, sagte meine Mutter, dabei in unbestimmte Fernen blickend. Vielleicht weil wir so unglücklich vereint im Dunkeln saßen.

Felice war sich plötzlich nicht mehr sicher, ob sie sich freute auf Sue oder Susan, die frühere Susanne, deren wilde Haarmähne zumindest damals nichts ausgesagt hatte über sonst noch Ungezähmtes in ihrem Charakter. Ohne je Fotos ausgetauscht zu haben, waren sie sich über zwanzig Jahre nicht mehr begegnet, das Wiedersehen würde womöglich ein Schock. Wer weiß, wem sie heute Abend gegenüberstünde: einer dicken, einer dünnen, einer immer noch rötlich-blonden, einer braun oder schwarz gefärbten oder einer grau gewordenen Sue. Nur dass sie groß war, fast einen Kopf größer als sie selbst, das musste auch heute noch zutreffen. Jedes Mal, wenn sie wieder einmal eine Sammel-Mail erreichte, in der Sue ihre ehemaligen Kollegen über ihre Karriere instruierte, trat ihr eine große Person vor Augen. Zu den alljährlich anberaumten Treffen kam sie zwar nie, aber ihre Absagen – verfasst in einer Mischung aus alter Burschikosität und neuer Kühle – gefielen Felice so gut, dass es ihr ganz natürlich vorkam, Sue mitzuteilen, sie spiele mit

dem Gedanken, in die Staaten zu kommen. Dass ihre Reise keinem touristischen Zweck diene, erwähnte sie nicht. Auch die Tatsache, dass sie – während ihres irgendwann abgebrochenen Studiums – in Cambridge gelebt hatte und Manhattan ganz gut kannte, verschwieg sie ihr. Falls Sue oder jemand anders wissen wollte, warum sie sich auf New York und Boston beschränke, würde sie fröhlich antworten, dass sie nur nach dem Grab ihres Mannes suche, sonst nichts, hatte Felice sich vorgenommen. Um weitere Fragen abzublocken, war das ausreichend genau und verklausuliert genug.

Die immer persönlicher gewordenen Mails aus New York wurden jedenfalls geradezu übermütig, als Felices Vorhaben konkrete Gestalt annahm, der Flug gebucht war, sie endlich, wenngleich bis zum letzten Augenblick zögernd, Sues Angebot annahm, sich bei ihr und nicht in irgendeinem Apartment an der Upper East Side, in der Nähe der Museen, wie sie es ursprünglich geplant hatte, einzuquartieren. Wahrscheinlich fühlte sich Sue einsam nach ihrer erst kürzlich erfolgten Scheidung von Ron, einem Augenarzt, trotz ihrer Behauptung, froh darüber zu sein, nun nie mehr seine schmutzigen Socken vom Fußboden aufklauben zu müssen. Sonst hätte sie ihrer ehemaligen Kollegin nicht so eindringlich ihre Gastfreundschaft angeboten, aufgedrängt sogar, wie Felice im Nachhinein empfand. Die Eigentumswohnung, die ihr der Ex-Ehemann in Park Slope, einer der derzeit angesagten Gegenden Brooklyns gekauft hatte, konnte Sues früheres Dasein im East Village offenbar nicht kompensieren. An ihrer Stelle wohne dort jetzt eine jüngere Frau mit Ron zusammen, hatte sie Felice wissen lassen. Es war wie im Groschenroman. Auch dass die Neue ein Kind mit in die Beziehung brachte, obwohl Ron nie eines haben wollte, passte dazu.

Vergeblich kämpfte Felice gegen die altbekannte Furcht, die sie befiel, wenn jemand versuchte, sich in ihr Leben zu mischen. Es war doch alles perfekt. Zwei Tage nach Felices Ankunft würde Sue ihren Urlaub antreten, den sie wie immer im Juni beim Shaw-Festival in Niagara-on-the-Lake verbrachte, und Felice hätte die Wohnung für sich, dieses Pseudo-Loft-Gehäuse, das nicht nur über eine mit Pflanzen und Blumen überwucherte Terrasse, sondern sogar über einen handtuchgroßen Garten verfügte, wo Ron den besagten Pool hatte einbauen lassen. Unfassbar, dass eine solche Behausung, die nur aus einer Wohnküche und einem über eine Hühnerleiter zu erreichenden Schlafzimmer bestand, fast anderthalb Millionen Dollar gekostet haben soll, dachte Felice, die in einer Altbauwohnung in Wilmersdorf wohnte, deren Miete seit Jahrzehnten nicht erhöht worden war. Wenn ich nachts aufs Klo muss, wird mir die Treppe garantiert zum Verhängnis. Treppenstürze sind meine Spezialität. Ich werde Sue davon überzeugen müssen, dass ich lieber hier, auf dem Sofa neben dem Kühlschrank, schlafen will. Auch wenn sie mir schon zugesagt hat, ihr Wasserbett für mich zu räumen.

Shaws Ironie war anders als die von Thomas Mann, fiel Felice ein, während sie das kalte Glas über ihre erhitzten Wangen rollen ließ. Sein Ton erschien ihr souveräner und kraftvoller, hatte Manns Ironie doch auch etwas verzweifelt Manieriertes an sich, was Ulrich und sie damals nicht wahrhaben wollten. Den Gedanken, herauszufinden, was Sue an Shaw so sehr anzog, dass sie ihren Urlaub seit Jahren diesen Festspielen widmete und alle möglichen freiwilligen Aufgaben bis hin zur Ausarbeitung von Soziogrammen der jährlichen Abonnenten übernahm, wollte sie aber dann doch nicht weiterspinnen. Warum schaute man sich mehrere

Jahre hintereinander *My Fair Lady* an – nicht einmal das Original also – und *Caesar and Cleopatra*? Oder las zum x-ten Mal die Kuckuck-Szene aus den *Bekenntnissen des Felix Krull*? Womöglich waren die Unterschiede zwischen ihr und Sue gar nicht so gravierend. Wie merkwürdig, dass ihre Überheblichkeit zunahm, seit sie sich in den Staaten befand. Diese Art der Überheblichkeit wenigstens. Es war, als guckte ihr Ulrich über die Schulter, es war, als schlüpfte sie in eine jüngere, dümmere Haut und musste nun wieder alles mit seinen Augen beurteilen.

Immerhin, Sues Dienstplan war in letzter Minute geändert worden. Auch wenn sie deshalb nicht zum Flughafen kommen konnte und stattdessen jede Menge Ratschläge schickte, die sich auf die Behandlung des Taxifahrers, die richtige Route, den angemessenen Preis und die Höhe seines Trinkgelds bezogen, war Felice froh darüber, sich ihr erst einmal nur gedanklich nähern zu dürfen. Das Unbedingte ihrer Anweisungen berührte sie unangenehm. Wie hätte sie sich mit ihrem eingerosteten Englisch gegen einen mit allen Wassern gewaschenen Taxifahrer wehren können. Und von den überall in der Wohnung verteilten, mit mikroskopisch kleiner Schrift bedeckten Zetteln fühlte sie sich nicht weniger irritiert: Vorsicht, das Wasser ist gechlort! Besser Evian zum Zähneputzen. Im Tiefkühlfach liegt eine glutenfreie vegetarische Pizza. Drinks befinden sich im Sideboard rechts, darunter ein alter schottischer Whisky.

Eigentlich fehlten nur noch die Gebrauchsanweisungen für die vielen Geräte, die Sues Wohnung noch kleiner machten, als sie ohnehin war. Ein mit vielen Hebeln versehener Mixer aus dem letzten Jahrhundert, mit dem man vermutlich so etwas wie Cocktails brauen konnte, Mikrowelle, Grill, Espresso- und Spülmaschine – alles sah so blitzblank und unbenutzt aus, dass es Felice schwerfiel, sich

Sue als Gastgeberin oder Küchenfee vorzustellen. Und auch die Belanglosigkeit der einzigen beiden Bilder - im Wohnzimmer hing ein Kunstdruck mit einer von Dalis schmelzenden Uhren und im Schlafzimmer Warhols langweilige Goethe-Lithografie - verlieh Sue kein schärferes Profil. Vielleicht hatte ja ein Innenarchitekt alles zusammengestellt, beauftragt von Ron, den sein schlechtes Gewissen plagte. Das Bauhaus-Imitat sprach dafür und auch die Ledercouch. Auf deren glatter Oberfläche hinterließen Felices Hände feuchte Flecken, wie sie schon ein bisschen angeekelt festgestellt hatte. Für heiße Tage war das Möbel genauso ungeeignet wie der Sessel, in dem sie jetzt ihren Saft trank. Abgesehen davon, dass sich Designer keinen Deut um die Wirbelsäule späterer Kunden scherten. Er war kein bisschen bequemer als der enge Sitz im Flugzeug, in dem sie die letzten acht Stunden neben einem dicken Mann zugebracht hatte, der auf der zweiten Hälfte der Strecke auch noch schnarchte.

Überraschend wenige Bücher gab es hier, wenn man bedachte, dass Sue Bibliothekarin war. Im Unterschied zu Felice, die ihr halbes Leben in schäbigen Berliner Stadtteilbüchereien verbracht hatte, brauchte sie sich allerdings auch nie über die Hässlichkeit ihres Arbeitsplatzes zu beklagen, im Gegenteil, seit mehr als zwei Jahrzehnten erreichte sie die Public Library über eine prächtige, von zwei Löwen flankierte Treppe, sofern sie es nicht vorzog, einen der vielen Nebeneingänge zu benutzen. Und täglich konnte sie durch ein pompöses, mit Marmor ausgekleidetes Foyer zu ihrem Schreibtisch gelangen - selbst wenn dieser im siebten Stockwerk unter der Erde stehen sollte. Felice erinnerte sich noch an den prunkvoll mit Deckengemälden versehenen, irgendwie grün schimmernden Lesesaal, wo sie manchmal stundenlang frustriert und hilflos auf Ulrich

gewartet hatte, wenn dieser verspätet von einem seiner Interviews mit polnischen Emigranten irgendwo in der Stadt zurückkehrte. Es kam auch vor, dass er sie vergessen hatte und schon ins Hotel gefahren war, wo er ihr freudestrahlend von irgendwelchen bahnbrechenden Gesprächen berichtete.

Gut, dass du kommst. Kannst du mal halten?, sagte er, während er mit einem verhedderten Tonband und der dazugehörigen Maschine kämpfte. Und Felices bereits in der Subway festgezurrt Lächeln, das sie doch den ganzen Abend über auf dem Gesicht behalten wollte, um ihre Enttäuschung dahinter zu verbergen, war weggerutscht. So wie jetzt beim Nachdenken über Sue. Tatsächlich, es geschah in New York, genauer, im Gramercy Park Hotel, als sie die Herrschaft über ihr Lächeln verlor und sich jener leichenbittere Zug in ihre Mundwinkel grub, den sie auf Fotos immer so hässlich fand.

Nicht einmal in die Nähe des an der Ecke 21st Street und Lexington Avenue gelegenen alten Kastens wollte sie kommen, nahm sie sich vor, obwohl der mittlerweile in jedem Reiseführer als Designer-Hotel angepriesen wurde. Natürlich konnte man ihm schon damals einen gewissen Charme nicht absprechen mit seinen brüchigen Samtportieren und von Motten zerfressenen Treppenläufern, auf denen Felice so leicht ins Stolpern geriet, seinen Milchkönnchen und Zuckerdosen aus angelaufenem Silber, seinem ramponierten Wedgwood-Frühstücksgeschirr. Dass die Wasserhähne Rost spuckten, die Fahrstühle wackelten und die Klimaanlage Hitze produzierten und sich nicht abschalten ließen, machte das Gramercy in den Sommermonaten allerdings zur Folter. Zumal es im Juni 1974 unerträglich heiß gewesen war, so tropisch drückend, dass sie nachts alle zehn Minuten im Nachthemd unter die Dusche ging und sich bibbernd vor Kälte aufs Bett legte,

bevor sie es in Schweiß gebadet wieder verließ. Es war so heiß wie jetzt, mit dem Unterschied, dass Ulrich noch gelebt hatte, wenngleich er sich damals schon von ihr zu entfernen begann.

Vielleicht wäre es draußen im Park nicht ganz so unerträglich schwül gewesen. Aber Felice, noch jung und schüchtern damals, konnte sich nie entschließen, den Portier um den Schlüssel zu bitten. Obwohl es dort duftende Rosenstöcke gab, wie sie wusste, da sie sich morgens gerne – während ihr Ehemann noch schlief und bevor die große Hitze ausbrach – unter einen der weit auskragenden Magnolienbäume setzte, und überhaupt die klösterliche Atmosphäre in diesem einzigen Privatpark Manhattans liebte, wo ein jeder für sich blieb und man nicht miteinander sprach, selbst Ulrich und sie nicht, weil sie sich sofort in ihre Bücher oder ihre Zeitungen vergruben. Von außen betrachtet, schnitten die kniehohen Buchshecken den Leuten die Beine ab, hatte Felice festgestellt, wenn sie – was häufig vorkam – auf Ulrich wartete und sich aus lauter Langeweile die Gramercy-Park-Regularien vorlas, um ihre Aussprache zu schulen. Jetzt aber, weit nach Mitternacht, auf der Flucht vor dem Backofen, der ihr Hotelzimmer war, musste sie entdecken, dass man die Gaslaternen in dem mit kostbaren Pflanzen bestückten Gartenkarree bereits abgeschaltet hatte. Wahrscheinlich war es auch nicht erwünscht, dass man sich mitten in der Nacht dort aufhielt. Vermutlich hätte der Portier den Schlüssel gar nicht herausgerückt.

So sah Felice, wenn sie auf die Lexington Avenue hinaustrat, nur die Spitze des Chrysler Buildings in der Ferne glitzern, diese Nadel, die in den Himmel stach, diese aneinandergesetzten Radkappen aus Edelstahl, die auf so witzig naive Weise dem in den dreißiger Jahren endgültig

ausgebrochenen Autowahn Amerikas huldigten. Nachdem sie erkannt hatte, dass es das *Lieblingshochhaus* der meisten New-York-Besucher war, wollte sie es zwar vor anderen Leuten nicht mehr so nennen, hörte aber nicht auf, es zu lieben. Vielleicht weil seine schlanke, sich scheinbar in Luft auflösende Silhouette der am wenigsten unangenehme und zugleich passendste Ausdruck für ihre schlaflosen New Yorker Wochen war. Ein Symbol fast für ihr so nett eingefasstes Elend als unbedeutende Frau eines – wie alle behaupteten – bedeutenden Wissenschaftlers. Eines Mannes, genauer gesagt, der häufig erst im Morgengrauen wiederkam und sich vorsichtig auf den äußersten Rand des großen, schwankenden Bettes gleiten ließ, um sie nicht zu stören. Manchmal hörte sie ihn stöhnen und schluchzen und erstarrte dabei. Wartete ab, während die Helligkeit durch die dicken Vorhänge sickerte. Holte ihre Hand zurück, die sich ein paar Mal auf dem Weg zu seiner Schulter befand.

Im Nachhinein bedauerte sie es, dass sie nie den Mut aufgebracht hatte, im klatschnassen Nachthemd am staunenden Portier vorbei auf die Straße zu rennen. Sie hätte schreien und toben, ja eine Art Veitstanz aufführen können. Stattdessen trug sie eines von diesen langweiligen Hippie-Gewändern mit Blümchenmuster, wie sie damals üblich waren. Und kehrte stets verzagt und brav zurück, nachdem sie sich wenigstens dazu gezwungen hatte, durch die belebte 23rd Street hinauf einen Spaziergang zum *Flatiron* zu machen, einem der ältesten Hochhäuser Manhattans, das wegen seiner ungewöhnlich spitz zulaufenden Form ebenfalls zu ihren Favoriten zählte. Es war auch um Mitternacht noch von Touristen umlagert. Und wie immer umbrauste Felice, je näher sie ihm kam, aufgrund seiner besonderen aerodynamischen Beschaffenheit ein so

heftiger Luftstrom, dass sie ihr Kleid festhalten und um ihr Gleichgewicht fürchten musste.

Morgen um die Mittagszeit, so lautete die bereits schriftlich getroffene Verabredung, würden sich Felice und Sue, die nur noch ein paar Praktikanten zu verarzten hatte, *Shelley's Ghost* anschauen, bevor sie sich zum Lunch in den Bryant Park verkrümelten und Sue sich auf den Weg zu den Festspielen am großen Wasserfall machte. Sie habe die Übernahme der Ausstellung aus der Bodleian Library in Oxford mit vorbereitet, hatte sie ihr stolz berichtet, und bei dieser Gelegenheit nicht nur einen Brief von Lord Byron, sondern auch eine Seite aus dem *Frankenstein*-Manuskript von Mary Shelley in ihren mit weißen Handschuhen versehenen Händen getragen. *Verarzten, verkrümeln*, dachte Felice, niemand drückt sich noch so aus. Irgendwie merkte man Sues Mails an, dass sie ihr Deutsch nicht mehr täglich benutzte. Wer weiß, wie es klang, wenn sie den Mund aufmachte und ihre in hohen Lagen leicht überkippende Stimme hören ließ, an deren ausgeprägt norddeutschen Klang sich Felice noch erinnerte.

Ob Sue überhaupt noch nach Deutschland kam? In Berlin jedenfalls war sie nach dem Mauerfall nicht wieder gewesen, wie sie erst kürzlich geschrieben hatte. Ihre Eltern waren inzwischen verstorben. Sie hatten in Niebüll gewohnt, fiel Felice ein, und dort einen mit Reet gedeckten, geradezu keimfrei wirkenden Bungalow besessen, der von einem riesigen, mit akkurat beschnittenen Obstbäumen und Blumenrabatten bestückten Garten umgeben war. Um gute, jodhaltige Luft einzuatmen, weil sie unter den Abgasen eines nicht funktionierenden Kachelofens litt, wie sie entschuldigend sagte, fuhr Sue in den Herbst- und Wintermonaten jedes Wochenende nach Hause und nahm

einmal auch Felice mit, die sich – unter dem Eindruck von Siegfried Lenz' *Deutschstunde* stehend und Niebüll mit Seebüll verwechselnd – nur allzu gerne einladen ließ.

An dem fehlenden Nolde lag es freilich nicht, dass es zu keinem weiteren Besuch kam, sondern an Sue. Schon damals konnte sie es nämlich nicht lassen, allen Eventualitäten vorzubeugen. So durfte Felice in Gegenwart ihres Vaters, eines pensionierten hohen Bundeswehr-Offiziers, weder die Studentenunruhen noch die Wehrdienstverweigerer im Wohnheim und schon gar nicht Deutschlands Vergangenheit erwähnen. Dass ihre Tochter phasenweise Hasch rauchte und nicht ungern Lambrusco trank, sollte wiederum die Mutter nicht erfahren. Und sogar eine Nachbereitung gab es im Auto auf der holprigen Fahrt durch die DDR. Der damals noch Susanne, gelegentlich auch Susi genannten Sue war es peinlich, dass ihr Vater die Ränder des Rasens mit der Papierschere schnitt und die Teppichfransen mit einem Kamm frisierte, weshalb sie Felice bat, in Berlin bloß nichts davon verlauten zu lassen.

Immerhin, Sue war die Einzige gewesen, die Felice vor Jahr und Tag zum Erscheinen ihres ersten und letzten Gedichtbandes gratuliert und ihr einen liebevollen und sogar sehr kundigen Brief geschrieben hatte. Weiß der Himmel, wie die in keinem Feuilleton besprochene lyrische Talentprobe *Raue Seelen* in die Public Library geriet. Mails gab es damals noch nicht und auch keine Websites, auf denen literarische Neuigkeiten angekündigt wurden. Womöglich war das Bändchen ja nur als Mitbringsel zu Sue gelangt, überbracht von einer durch die USA reisenden ehemaligen Kommilitonin, die ihr bei der Gelegenheit erzählte, was zehn oder mehr Jahre vor der Publikation mit Ulrich,

Felices Mann, geschehen war. Vielleicht mutete Sues handgeschriebener Kommentar sie deshalb so wundersam tröstlich an, so wissend irgendwie und übergenu. Obwohl Sue gar nicht auf Ulrichs Selbstmord zu sprechen kam. Auch nicht fragte, ob sie sich schon immer als Dichterin gefühlt habe. Und wann diese zutiefst traurigen Gebilde überhaupt entstanden seien.

Wahrscheinlich hätte sie Suizid gesagt oder Freitod, dachte Felice, nachträglich irritiert von der psychologischen Korrektheit, mit der man in den letzten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts die vermeintliche Autarkie eines Lebensmüden schönreden wollte. Das war Mode gewesen in jener Zeit der grassierenden Sehnsucht nach Selbstverwirklichung. Das Wort diente nicht nur als technischer Begriff für das von eigener Hand herbeigeführte Ende einer weder durch Psychopharmaka noch Therapie aufzuhellenden Gemütslage. Aber Ulrich hatte wirklich einen Mord begangen, fand Felice, so rabi, wie er sich vom Leben in den Tod befördert hatte, der sanftmütige Ulrich, nicht nur einen, sondern mehrere Morde sogar, weil er nichts, aber auch gar nichts dem Zufall überlassen wollte.

Heute schämte sich Felice für das dünne, in ihren Augen viel zu luxuriös mit einem Lesebändchen ausgestattete Büchlein, mit welchem sie – wie sie dachte – auf geradezu skandalöse Weise ihr Innerstes nach außen gekehrt hatte. Dass dies die meisten taten, die sich in Poesie versuchten, wie Adolf, ein ihr seit einem Mittelalter-Tutorium zutiefst ergebener und durch keinerlei Schroffheit abzuhaltender Studienkollege behauptete, wollte sie nicht als Entschuldigung gelten lassen. Er war es jedenfalls gewesen, auf dessen Veranlassung hin eines ihrer Gedichte – ein gut gebautes Sonett mit komplizierter Binnenreimstruktur – in eine wichtige, jährlich erscheinende Anthologie

aufgenommen wurde. Und ihm gelang es auch, den Kontakt zu dem renommierten kleinen Verlag herzustellen, in dessen bibliophilem Programm viele von ihr bewunderte Schriftsteller ihre lyrischen Nebenprodukte auf den Markt brachten. Vermutlich wollte Adolf, der sich für seinen Vornamen schämte, aber dennoch nicht vor ihm davonlaufen wollte, nur ihre Eitelkeit kitzeln, wenn er ihr in seinen öden Ansprachen abwechselnd entweder falsche Bescheidenheit oder Koketterie unterstellte. In Wahrheit war er nur scharf auf mich, als er mich eine neue Mascha Kaléko nannte, dachte Felice, während sie ihre Blicke über Sues aufgerüstete Küche gleiten ließ und eine Sekunde lang überlegte, sich die glutenfreie Pizza aus dem Tiefkühlfach zu holen. Tapfer und trotzig, mit einer Spur von Destruktion im Humor. Hatte er gesagt. Trotzig und tapfer! Dass sie das war, wusste sie selbst – wenn auch sternweit davon entfernt, poetisches Kapital daraus zu schlagen.

Der Stolz, den sie anfänglich empfand, wenn sie in ihren Gedichten blätterte, verflüchtigte sich jedenfalls schnell, nicht nur, weil beim Verlagsempfang keiner der Kollegen ein Wort mit der späten Debütantin wechselte und der Verleger sie links liegen ließ. Sie selbst konnte es bald kaum mehr ertragen, über den *Ausdruck* ihrer ureigensten Gedanken zu reden, auch mit Adolf nicht, der sie noch einige Zeit mit den abwegigsten Interpretationen belästigte und zu neuen Versuchen ermutigte. Nie wäre sie auf die Idee verfallen, jemandem *Raue Seelen* zu schenken. Bei Einladungen brachte sie lieber eine Flasche Portwein mit. Und in den tristen Räumen der Stadtteilbüchereien, wo sie nach Ulrichs Tod arbeitete, nachdem sie sich auf seiner Beerdigung entschlossen hatte, die akademische Welt zu verlassen, bestand ohnehin keine Gefahr, dass man sie darauf ansprach – weder auf den Gedichtband, noch auf ihren

Ehemann, dessen Suizid eine Zeitlang die Klatschgeschichten der Dahlemer Institute beherrscht hatte, wie Felice zu wissen glaubte. So lange wenigstens, bis sich nur zwei Wochen später Ingrid, eine von Ulrichs Kolleginnen, vom Funkturm stürzte. Sie selbst hatte in einem Bericht der *Berliner Abendschau* davon erfahren. Auch Ulrichs Freitod wurde darin erwähnt und die Frage gestellt, wie es komme, dass sich an der Freien Universität so viele vielversprechende junge Wissenschaftler das Leben nähmen.

Felice fand Ingrid sofort überwältigend, damals im September 1973 bei der Vernissage in der Knesebeckstraße, schon weil sie so ungeniert über Leute herzog, die sich im gleichen Raum aufhielten. Sie hatten sich in die Augen geschaut und zugezwinkert, erinnerte sie sich jetzt in Brooklyn, während der *mockingbird* blökte wie ein Schaf und dann wieder schepperte wie das Telefon aus einem frühen Ingrid-Bergman-Film. Es war von der Gattin eines Professors die Rede gewesen, die - in Ermangelung eigenen Geldes und eines eigenen Bankkontos - frühmorgens den *Tagesspiegel* austrug und sich so ein paar Mark dazuverdiente. Und Ingrid hatte ihren Spott natürlich nicht - wie die meisten anderen - über die solcherart gegen ihre Ohnmacht kämpfende Frau ausgegossen, sondern über deren stockkonservativen, im Grunde noch tiefbraun gefärbten Mann, der keiner Auseinandersetzung mit den militanten Studentinnen des Fachbereichs aus dem Weg ging und ihretwegen mit schöner Regelmäßigkeit und gegen das Votum seiner Kollegen die Polizei ins Institut rief. Wobei Felice bezweifelte, ob Ingrid wusste, mit wem sie gerade das Einverständnis hergestellt hatte. Vielleicht reagierte sie auf jeden so, mit dem sich zufällig ihre Blicke kreuzten. Felices Ehemann jedenfalls hatte sie sich kurz zuvor vehement in

die Arme geworfen, seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände genommen, ihm zu seinem Forschungsstipendium in Harvard gratuliert und mit Cassandra-Stimme eine große Veränderung in seinem Leben prophezeit. Den Durchbruch sozusagen. Die Lösung. Darauf würde sie ihr Leben verwetten. Und seines auch.

Wie konnte eine Frau, die sich so selbstbewusst, ja, fast herrisch als kühle Intellektuelle inszenierte, einfach so Schluss machen, hatte Felice sich damals – auf den Fernsehmoderator starrend – gefragt, nur um dann nächtelang von Ingrids Höhensturz zu träumen. Eine Politikwissenschaftlerin, die sich so wenig um Konventionen scherte, ein so loses Mundwerk besaß, sich die Haare wie ein Junge schneiden und den Nacken ausrasieren ließ. Ihr schwarzer Hosenanzug hatte gewiss ein Vermögen gekostet, er war von unvergleichlicher Eleganz, das weiße Krägelchen, das ihren schlanken Hals umschloss, von schneidender Akkuratess. Und für das Augen-Make-up, das ihr durch die kunstvolle Verlängerung der Lider das Aussehen einer ägyptischen Prinzessin verlieh, musste Ingrid einige Zeit vor dem Spiegel verbracht haben. Ihre Erscheinung bekam etwas so furchterregend Entrücktes dadurch, dass Felice Mühe hatte, ihre Irritation zu unterdrücken und sie nicht einfach nur hemmungslos anzustarren.

Damals, in der Galerie, machte Ulrich seiner Frau das erste Geschenk nach der Hochzeit: eine Radierung des ausstellenden Künstlers, der nicht nur der *Schule der Neuen Prächtigkeit* angehörte, sondern auch der Erfinder einer Sprache namens Starckdeutsch war, die sich vor allem durch exzessive Diphthongierung und Konsonantenhäufung auszeichnete. Felice aber hatte nur Augen für Ingrids Extravaganz gehabt und kaum für Matthias Koeppel, dem sie später – nach der Rezitation seiner Gedichte – noch

vorgestellt worden war. Sollte Ulrich sich über ihre Gleichgültigkeit geärgert haben, so ließ er es sich nicht anmerken. Nach der Veranstaltung kehrten sie auf dem schnellsten Weg nach Hause zurück und landeten ohne Umstände im Bett. Um in schöner Ausführlichkeit die Leute auseinanderzunehmen, die sie gerade getroffen hatten. Aber auch, um sich zu verlustieren, wie sie es gerne nannten. Unausgesprochene Konflikte lösten sich da noch ganz einfach in Luft auf. In Luft auch insofern, als vor allem die gemeinsam gerauchte Zigarette *danach* dazu beitrug, die gute Stimmung wiederherzustellen. Es konnte sogar vorkommen, dass Ulrich zu singen anfang bei solchen Gelegenheiten, irgendwelche Opernarien, so laut, so fröhlich und so falsch, dass Felice noch heute die Tränen in die Augen traten, wenn sie daran dachte.

Damals, vierzehn Tage vor ihrem Abflug in die Vereinigten Staaten, hatte er auch *Nur nicht aus Liebe weinen* vor sich hingesummt und sie mit Karten für das letzte Zarah-Leander-Konzert im Theater des Westens überrascht. Felice war sofort ein Zitat aus *Tonio Kröger* dazu eingefallen, eines, das sie beide gerne benutzten, wenn in ihrem Bekanntenkreis wieder einmal eine Beziehung bröckelte. *Wer am meisten liebt, ist der Unterlegene und muss leiden*, sagte sie also, betont langsam. Wobei sie es dieses Mal wagte, schnell eine – in ihren Augen – rhetorische Frage nachzuschieben: Bei uns scheint es diesbezüglich noch ziemlich ausgeglichen zuzugehen, nicht wahr, mein Liebster? Zur Zeit jedenfalls ist es nicht ausgemacht, wer von uns beiden mehr leiden muss. In ferner Zukunft. Irgendwann vielleicht einmal.

Ulrich zwickte sie leicht in die Brustwarze und antwortete mit einer Gegenfrage. Ob sie darunter leide, dass sie immer die Jüngste sei, wollte er wissen. Unter den alten Zauseln,

denen sie heute begegnet seien, beispielsweise. Unter all den Professoren, vor denen er selbst sich immer noch am meisten fürchte. Und ob sie, nunmehr mit ihm verheiratet, nicht ihre Freunde vermisse? Den Revolutionär mit dem Prinz-Eisenherz-Schnitt und den knarrenden Schaftstiefeln womöglich, dem sie ja vielleicht sogar ein bisschen näher als nahe gekommen sei. Ja, der, der mich in meinem eigenen Komintern-Seminar einen Volksverräter genannt hat, wurde er deutlicher, als Felice ihn ratlos anschaute. Wie hast du nur seinen Fanatismus ertragen? Und sein grässliches Schuhwerk?

In einem zwar geplanten, beziehungsweise Tage vorher gut ausgekundschafteten, dann aber wohl doch spontan vollzogenen Sprung habe Ingrid F. ihrem Leben ein Ende gesetzt, behauptete der Sprecher in dem ramponierten kleinen Fernsehgerät, das Felice nicht sehr viel später zum Elektromüll gab. Das lasse sich aus den Äußerungen des Fahrstuhlführers schließen, der tags zuvor erlebt hatte, wie sie mit einem alten Ehepaar in Streit geriet und dessen kläffenden Königspudel eine *widerliche Töle* nannte. Und an einigen Nachmittagen war Ingrid auch einer Kellnerin aufgefallen, weil sie sich partout nicht ihren Regenmantel hatte abnehmen lassen und einfach so sitzen blieb an immer demselben, eigentlich reservierten Tisch am Fenster. Durchnässt, mit tropfendem Haar, Rotwein trinkend, rauchend. Dabei verlor der Moderator natürlich kein Wort darüber, an welcher Stelle der Aussichtsplattform sich Ulrichs Kollegin entschlossen hatte, die Welt zu verlassen. Und wo genau sie aufgekommen war.

Da hatte Felice sich schon entschlossen, auf die sogenannte Trauerpost, die ihr täglich den Briefkasten verstopfte, nicht zu reagieren, ja überhaupt den Kontakt zu

den Menschen einzustellen, die sie bei Ulrichs Begräbnis so dicht umringten, dass sie nicht hätte umfallen können. Ingrid war auch da gewesen, zwei Wochen vor ihrem Sprung, drei Wochen vor ihrer eigenen Beerdigung. In der Schlange, die sich durch die schmalen Friedhofswege wand, hatte sie geduldig darauf gewartet, ihr – nur ihr – die Hand zu drücken, bevor sie mit Verve eine Schaufel Erde auf den Sarg warf und an der Phalanx der übrigen Trauernden vorbei dem Ausgang zustrebte.

Adolf, der ihr damals zur Stütze seine Fäuste ins Kreuz gebohrt hatte, ohne dass sie sich dagegen wehren konnte, traf sie hin und wieder noch in der Philharmonie, da sie ihm Ulrichs Abonnement überlassen hatte. Seinen Umarmungen wich sie dabei jedoch ebenso aus wie seinen überflüssigen Fragen: Wie es ihr gehe, wie sie sich ablenke, wie sie zu überleben gedenke? Die Konzerte neben ihm empfand sie als Qual. Irgendwann ging er fort aus Berlin, der lästige Mitwisser ihres Unglücks. Ohne sich noch einmal bei ihr zu melden verschwand er regelrecht, was sie zwar ein bisschen kränkte, sich letztlich aber als entlastend erwies.

Als sie sich vor ein paar Monaten aufraffte, einen eigenen PC zu kaufen, tagelang vor dem Monitor saß und widerstandslos in der Unendlichkeit des World Wide Web versank, fiel ihr nicht ein, nach Adolf zu googeln. Er war ihr einfach zu nichtssagend, zu wenig bemerkenswert, sie konnte sich nicht einmal mehr an sein Gesicht oder seine Stimme erinnern – an seine Kulleraugen höchstens, die immer so vorwurfsvoll blickten –, ganz abgesehen von seinem wissenschaftlichen Fachgebiet oder Musikgeschmack. Er hatte sich zu viel Nähe herausgenommen, das war es, was sie nach wie vor erboste. Auch wenn er es gewesen war, der ihr – selbst ein Raucher – in der Nacht von Ulrichs Suizid die Zigarette

verweigerte, nach der sie plötzlich nach langer Abstinenz gierte, und damit verhinderte, dass sie sich wieder ihrer Sucht ergab. Wofür sie ihm heute noch dankbar war, zynischerweise. Nicht jedoch dafür, dass er ihr den letzten Blick auf Ulrichs Gesicht verwehrt hatte, als er sie aus dessen Wohnung zerrte und ihr dabei fast die Schulter auskugelte. Wie dreist er sich vor Ulrichs Tür aufgebaut hatte im Rausch seiner angemäßen Verantwortung! Dass sie immer wieder auf ihn losging, ja ihm dabei das Gesicht zerkratzte, nahm er stoisch und mit vorgereckter Brust in Kauf, er ließ sie einfach an sich abprallen. Und als die Polizei endlich eintraf und die Rettungssanitäter die Treppe hochstürmten, drückte er sich mit ihr zusammen – sie von hinten an den Ellbogen festhaltend – an die Wand, bevor er sie wie eine Gefangene die Treppe hinab und auf die Straße hinaus führte.

Gut, wenn Sue sich allzu sehr verspätete heute Abend, könnte sie vielleicht doch nach Adolf forschen. Das MacBook auf dem gläsernen Couchtisch – samt allen erforderlichen, auf einem Zettel notierten Zugangsdaten in Sues mikroskopisch kleiner Schrift – wirkte wie eine Aufforderung. Schließlich hatte er sich lange genug am Rande jenes Kraters aufgehalten, in dessen schwarzer Tiefe Felices Erinnerungen versunken waren, dieser unerträgliche Tröster, dieser falsche Altruist, dieser Voyeur ihres Elends. Vor annähernd vierzig Jahren. In jener absurden Zeit, als auch sie nicht umhin konnte, nachtblauen Lidschatten aufzulegen, sich die Wimpern zu tuschen und die Haare zu toupieren. Als sie für die *Beatles*, die *Stones* und *Ton, Steine, Scherben* schwärmte, indes Ulrich sie für *Tristan* und *Walküre* zu begeistern suchte. Als sie ein solch unvorstellbarer Ausbund an Dummheit gewesen war. Ein Mensch ohne Sinn und Verstand.

Die Spottdrossel begann mit neuen Gesängen, dieses Mal womöglich mit eigener Stimme. Wenn Felice sich nicht täuschte, hatte sich ein klagender Ton in ihre Lieder geschlichen, etwas Weinerlich-Monotones sogar, das eine ganze Weile nicht aufhörte. Sie musste an den schwarzen Taxifahrer denken, der – mitten aus dem Stau heraus – seinen Zeitverlust mit so aggressiven Überholmanövern wettzumachen versuchte, dass ihr auf der Rückbank übel wurde. Selbst in der Mitte der Verrazano Bridge versuchte er sich laut hupend, mit weit ausgestrecktem Arm und aus dem Fenster gerecktem Kopf, winkend und brüllend durch die Autos zu drängeln. Und auch nach rechts und links, je nachdem, wo sich gerade eine Lücke auftat, scherte er aus, was ihn bisweilen bedenklich nah an den Rand der Fahrbahn brachte und Felice in die Nähe der mehr als armdicken Seile aus Stahl, an denen – weit oben im Dunst – die Konstruktion aufgehängt war. Obwohl sie sich diese Nähe wahrscheinlich nur einbildete, hielt sie sich die Augen zu. Sie hasste es, über Brücken zu fahren, so ganz und gar der Statik ausgeliefert zu sein, die sich größenwahnsinnige Ingenieure für ihre technischen Wunderwerke ausgedacht hatten. Dieses zudem nahm kein Ende. Die Brücke war so lang, dass Felice die Erdkrümmung zu spüren meinte unter der riesigen Wasseroberfläche, die sie und ihr Fahrer gerade überquerten. Ob der Fahrstuhl im Empire State Building sich weniger schrecklich anfühlte? Oder der Rundgang in der Krone der Freiheitsstatue, den sie auf sich nehmen musste, weil Ulrich damals nicht darauf verzichten wollte? Wie merkwürdig, dass sie als junges Mädchen keinerlei Anzeichen von Schwindel gekannt, ja, es geliebt hatte, sich weit über Brüstungen zu lehnen oder kopfüber über Mauern zu hängen zum Schrecken von Eltern und Freunden. Die Freiheit, die sie damals dabei empfand, oder die Sucht

danach, es immer wieder zu tun, ließ sich später nicht einmal ansatzweise wiederherstellen. Vielleicht war es ja genau die Freiheit, in deren Sog Ulrichs Kollegin vom Funkturm segelte. Ingrid, in deren Armen er es so lange ausgehalten hatte. Ein bisschen zu lange vielleicht. Sie teilten sich denselben glamourösen Doktorvater. Wobei Felice glamourös heute als das falsche Wort erschien. Glamourös waren eher dessen Schüler, jene, die als Sherpas hinter den Politikern standen, Tagungen für internationale Organisationen ausrichteten, Grundsatzprogramme für Parteien entwickelten oder sich zu Chefs von Markt- und Meinungsforschungsinstituten emporarbeiten konnten. Für Professor L. müsste sie über ein adäquateres Etikett nachdenken. Eines, das seine Bescheidenheit und seinen Stolz miteinander verband und vielleicht auch sein Aussehen berücksichtigte, das allen, die ihm zum ersten Mal begegneten, einen tiefen Schrecken einjagte.

Dass es so grau und feucht war und sich auch das Ende der Brücke in Nebel hüllte, als wollte das *Yellow Cab* sie direkt ins Nichts transportieren, passte in ihr Reisekonzept, darüber beklagte sie sich nicht. Es gab allem, was sie sah, etwas Schwebendes, Unheimliches. Sogar die Spitzen der *skyscraper* von Manhattan verbargen sich hinter dahintreibenden schwarzblauen Regenschleiern, wenn sie denn überhaupt auftauchten vor oder neben dem Kopf des ständig die Spur wechselnden, vor sich hin fluchenden Fahrers. Warum nur hatte sie einen Fixpreis ausgemacht? Sue, die ihr dies empfohlen hatte, hätte wissen müssen, dass Felice zwangsläufig in die Rushhour geraten würde. Ohne Fixpreis und mit einer regulär tickenden Uhr hätte der Mann sich nicht so aufgeregt und sie wäre in Brooklyn angekommen, ohne so lange über dem Abgrund zu hängen. Ach, sie verabscheute diese profanen, vermeidbaren, von

anderen Leuten gar nicht wahrgenommenen Risiken, die nur deshalb, weil sie wieder einmal eine irrationale Angst anfiel, eine so lächerlich große Bedeutung erhielten.

Schon das Eingeständnis, dass die Angst irrational war, strengte sie maßlos an, hier und jetzt, in Sues makelloser Küche. Die jedes Mal heftig einsetzende Sehnsucht nach der Idylle ihrer diversen Stadtbüchereien war deshalb nicht mehr als ein dummer Reflex, ein Vergleich, der hinkte, weil es doch eher eine Grabesruhe war, die Felice sich gleich nach Ulrichs Beerdigung verordnet hatte, vor einer Ewigkeit also. Und auch die Regale aus Blech, die vor ihren Augen auftauchten, die kleinen, wie für Zwerge gemachten Holztische und Stühle, die Pixi-Bücher in den Bastkörbchen für die aller kleinsten Leser, existierten nirgendwo mehr auf der Welt, sondern dienten ihr nur noch als Sinnbild jener anspruchslosen Leere, durch die nichts Bedrohliches zu ihr dringen konnte. Tatsache war, dass es ihr dort, im Staub der immer seltener ausgeliehenen Bücher und Märchen-Langspielplatten, am besten gelang, die Gedichte niederzukämpfen, die sich in ihr regten, jedem einzelnen von ihnen mit gleichgültigem Blick zu begegnen vielmehr, wie einem lästigen Kind, das einen am Ärmel zupft.

Keine Zeile war gut genug gewesen für Felice. Keine durfte die Schwelle zur Schriftlichkeit passieren, schon weil sie glaubte, sich nie in jenen ekstatischen, buchstäblich offenen, um nicht zu sagen: kopflosen Zustand hineinsteigern zu können, den irgendein Poet – sie wusste nicht mehr wer – voraussetzte, um so etwas Absolutes wie Poesie zu erschaffen. Abgesehen von den dreißig mehr oder weniger formlosen Gebilden, die sie Adolf unvorsichtigerweise zu lesen gegeben hatte und in gedruckter Form jetzt auch in Sues so spärlich bestücktem Bücherschrank entdeckte, neben Max Frischs Erzählung

Montauk ausgerechnet, die sie kurz nach ihrer Rückkehr aus Cambridge verschlungen und enttäuscht weggelegt hatte. Es existierte ein Foto von ihr und Frisch, aufgenommen nach der Lesung im Frühling 1974 im Goethe-Institut in Boston vor dem großen Kamin im historischen Festsaal, fiel Felice ein. Es musste in einer jener übervollen Mappen stecken, die sie aus der alten in die neue Wohnung mitgenommen und immer schon hatte ordnen wollen. Leutselig, wie er war, hatte Frisch nichts dagegen gehabt, mit den Käufern seiner Bücher für ein Bild zu posieren, das ihnen dann später zugeschickt werden sollte. Auch mit ihr also, der schüchternen jungen Frau in kariertem Minirock und weißer Bluse, die mit ihrem wie ein Schulbus aussehenden Ehemann zufällig an einer der berühmtesten Universitäten der Welt gelandet war. Ulrich hatte ihr einen Stups gegeben, damit sie neben dem Dichter zu stehen kam, er selbst konnte sich dem Fotografen im letzten Augenblick entziehen und wollte sich auch nicht unter die Gäste mit den Cocktailgläsern mischen, die in einiger Entfernung auf ihre eigene Ablichtung warteten.

Er hasste es, fotografiert zu werden, vielleicht weil dann auch er diesen niemals erwachsen werdenden Knaben entdeckte, das Baby vielleicht sogar, das seine Mutter einst zeichnen ließ von den Studenten der Kunstakademie am Steinplatz, in deren Nähe sie mit ihren Söhnen gewohnt hatte. Natürlich saßen auch seine Brüder Modell. Sie waren allesamt so niedlich mit ihren blonden Haarschöpfen und ihren strahlenden blauen Augen, außerdem gab es Geld fürs Sitzen, das die verwitwete Mutter von sechs Söhnen gut gebrauchen konnte. Dass man Roberts abstehende Ohren so stramm wie möglich mit Heftpflaster an seinen Kopf geklebt hatte, merkte man den Skizzen nicht an, auf die Rötungen, die dies hinterließ, schmierte man anschließend

Vaselinsalbe drauf. Allerdings gelangte nur Ulrich, der Jüngste, als *Karlchen* in die Erziehungskolumne einer NS-Frauenzeitschrift. Er wurde sogar auf dem Töpfchen fotografiert und später auf einem hölzernen Tretroller, um den ihn seine Brüder beneideten.

Noch am Morgen nach Ulrichs Freitod hatte sich Felice von dem fassungslosen Adolf Jean Améry's *Hand an sich legen* besorgen lassen und es in den vier Tagen vor der Beerdigung durchgelesen. Améry's Argumente blieben jedoch unbenutzt in ihrem Kopf beim Gespräch mit dem alten Jesuitenpater, der sich – als Einziger von den vielen Geistlichen, die Ulrichs Brüder darum gebeten hatten – bereit erklärte, die Aussegnung zu übernehmen, obgleich er wusste, dass Ulrich nicht mehr der Kirche angehört hatte. Er betrachte diese Toleranz als Freundschaftsdienst einem ehemaligen Schüler gegenüber, schränkte er sogleich ein. Ulrichs Witwe gegenüber aber bestand er darauf, dass Selbstmord die schlimmste aller Sünden sei, ja die grässlichste Form des Hochmuts darstelle, da ein Selbstmörder doch wissen müsse, dass es in diesem Leben keine Vergebung mehr für ihn gab und er sich somit der Hölle ausliefere. Als schwere Verfehlung gegen die rechte Eigenliebe, so beschreibe man den Anschlag auf sich selbst im Katechismus, das Gebot *Du sollst nicht töten* gelte auch für die eigene Person. Und da schließlich Jesus Christus, der Sohn Gottes, gleichfalls den Kelch des Leidens bis zur Neige habe austrinken müssen, gehe es nicht an, dass ein Mensch sich seinem Leiden eigenmächtig entziehe. Dies wiederum sei die Meinung des heiligen Augustinus, der kenne sich aus, denn er sei bekanntlich ein großer Sünder gewesen.

Der Pater hatte nicht aufgehört, Felice zu belehren, und sprach von all jenen Selbstmördern, die früher vor der